

Der Staatsdiener als Prediger, die Hostie als Zwischenmahlzeit

Autor(en): **Raschle, Iwan / Senn, Martin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **121 (1995)**

Heft 38

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-609991>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Kirche hat schon grössere Hürden genommen in ihrer mehrtausendjährigen Geschichte. Unzählige Male hat sie bereits gekämpft gegen den Antichristen, ja gegen den Leibhaftigen selbst, und bislang hat sie sich stets behaupten können.

Angesichts dieser Erfolgsbilanz ist es erstaunlich, die Kirchenfürsten im Kanton Zürich zittern zu sehen, bloss weil einige Staatshygieniker die Scheidung von Staat und Kirche vorantreiben – eine Trennung, die angesichts der immer geringeren Bedeutung pfarrherrlicher Worte nicht nur zeitgemäss wäre, sondern auch durch und durch ehrlich: Was sollen die Weltlichen an der Brust von Mutter Kirche hängen, wenn sie von dieser längst nicht mehr zu trinken bereit sind, und was soll die Kirche mit einem Staat verhandelt sein, der in so vielen Punkten gegen die zehn Gebote verstösst, der die Kirche nur mehr als Etikett gebraucht?

Dass Christentum mit dem Präzedenzfall christlich nicht zwingend verknüpft sein muss, beweist die christlichdemokratische Volkspartei der Schweiz seit Jahren eindrücklich. Dass Politiker christlich-moralische Werte zelebrieren, gleichzeitig aber ohne schlechtes Gewissen gegen Menschenrechte verstossen, ist ebenso bekannt wie ärgerlich. Und dass sich die Kirche, vor allem die römisch-katholische, ihrerseits in entscheidenden Fragen kaum darum schert, was das weltliche Gesetz vorschreibt respektive was die Gesellschaft an Werten und Normen entworfen hat, auch das steht fest.

Trennung von Kirche und Staat. Alles spricht für sie, ja sie ist sogar längst vollzogen worden, eigentlich geht es nur mehr darum, die Scheidung über die Bühne zu bringen – rechtlich. Einen sauberen Schnitt zu machen, kurz und schmerzlos. Ehrlich hinzustehen

und zu sagen: Die Kirche ist eine Gemeinde für sich, wer ihr angehört will, soll dafür bezahlen, wer zum Herrgott einen privaten und vielleicht sogar direkten Draht hat, kann es auch bleiben lassen, den Staat jedenfalls kümmert es nicht.

Das tut es in der Tat nicht, im Gegenteil: Sollten die Zürcher Stimmberechtigten der Trennungsmassnahme zustimmen – und nach ihnen das Volk in der Restschweiz –, könnten die Kantone und Gemeinden im Sinne des New Public Managements neue und finanziell äusserst lukrative Dienstleistungen anbieten: Hausbesuche zum Beispiel – gewisse (Bernser und Zürcher) Polizisten dürften sich darauf freuen, Seelen- und Ganzkörpermassagen endlich legal und zur Begeisterung des kan-

tonalen Säckelmeisters an den Bürger oder vielmehr die Bürgerin bringen zu können –, lange Predigten auf dem Standesamt (honoriert nach Zeilen bzw. Minuten) oder vor der letzten Ruhestätte und tägliche Geleitworte der hehren Politiker («Packen wir's an, die Erfolgsstory ist noch nicht zu Ende» – © Kaspar Villiger, 1995).

Gefühle, Glaube und Aberglaupe, damit lässt sich sehr viel Geld verdienen, gutes und leichtes vor allem, und deshalb liegt es auf der Hand, dass der Staat selbst tätig wird auf dem grossen Selbstbedienungsmarkt der Illusionen, Träume und Gefühle. Wenn keiner mehr hinhört, was Pfarrer und Theologen zum Lauf der Zeit sagen, dann braucht es

auch die Theologie nicht. Wenn es die Politiker ohnehin besser wissen und wenn als christlich handelnder Parteimensch bereits gilt, wer sich das hohe C auf die Fahne schreibt, gleichzeitig aber die Zuwanderung nur geringfügiger beschränken will als die Rechtsüberholer und Pannentreifenblocher, dann ist es nur richtig, wenn sich die Kirchen verabschieden vom Staat. Dann hat, es lässt sich auch so betrachten, der Staat die Kirchen nicht verdient.

Gewiss: Verdient haben bislang die Kirchen. Am Staat. Damit wäre es vorbei, käme es tatsächlich zur Scheidung. 75 Prozent ihrer finanziellen Mittel würden den drei Landesgemeinden Gottes entzogen, wenn sich die Kantone aus dem Staub machten, das aber wäre allein deshalb nicht schwerwiegend,

weil die Prediger ohnehin immer weniger Schäffchen hinter sich zu scharen vermögen, weil die Kirche also durchaus etwas redimensionieren könnte. In der Not, heisst es bekanntlich, muss sich der Friedende nach der Decke strecken.

Not kann aber auch erfinderisch machen. Auf sich selbst zurückgeworfen, nicht mehr am Gängelband von Vater Staat einer besseren Welt entgegenzerrnd, könnten die Kirchen nach dem vermeintlich verhängnisvollen Volksentscheid im Kanton Zürich ansetzen zum grossen und mutigen Sprung nach vorn. Alle Pseudochristen und C-Politiker hinter sich lassend, könnten sich die wenigen wirklich überzeugten Kämpfer anschicken, aus der grossen Ruine ein hübsches kleines Häuschen zu bauen. Oder aber die Pa-

pierchristen davon zu überzeugen, die Burg instandzuhalten. Auch oder gerade ohne Staat. Mit Geldspenden, edel, mit den eigenen Händen aber auch, will heissen: mit Kopf und Gewissen.

Ob die Kirchen den Mut zur Grösse haben, zur Rückbestimmung und Gesundumschrumpfung vielleicht auch, das ist fraglich. Zwar zeigen sie sich kämpferisch im Abstimmungskampf und warnen sie davor, Kirchen und Sekten miteinander gleichzustellen, ihr Engagement aber gilt vor allem den Prozenten. Dem Mammon. Andere Argumente gibt es letztlich auch nicht gegen diesen längst fälligen Schnitt, und wenn es sie gibt, dann besagen sie nur eines: Die Kirchen lassen sich deshalb nicht vom Staat trennen, weil sie längst nicht mehr anders funktionieren als ein städ-

tisches Industrierwerk, eine Kläranlage, ein öffentliches Verkehrsnetz oder was auch immer, weil sie Abbild sind des Staates und nicht Gegenwelt – eine bessere.

Dass diese Annahme so falsch nicht sein kann, zeigen die von den Landeskirchen auf dem Reissbrett skizzierten Massnahmen zur Überlebenssicherung im Falle eines GAUS im Kanton Zürich: Sollte sich das Volk tatsächlich für die Scheidung aussprechen, werden die Kirchen alle Register der Mittelbeschaffung ziehen. Dann wird nicht mehr nur Greenpeace unsere Briefkästen verstopfen mit Bettelbriefen, das schlechte Gewissen schüren werden dann auch die um ihre schönen Gehälter und schmucken Kirchen zitternden Pfarrherren, mit

Unterstützung der besten Schweizer Werber sogar.

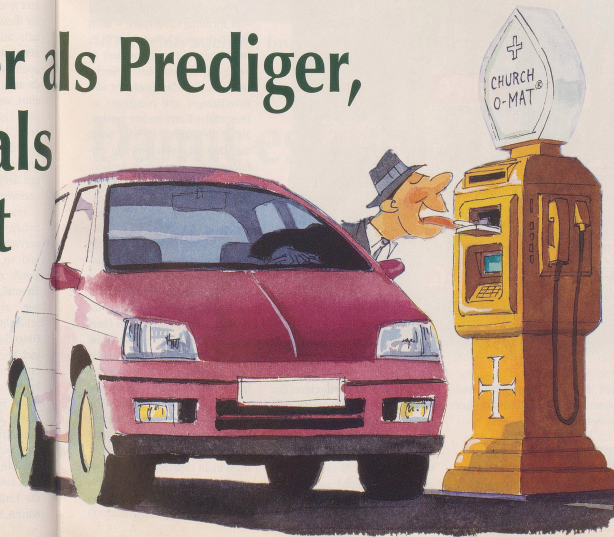
«Mit der Zeit gehen» wollen sie, die grossen Gemeinden Gottes, «näher an den Bürger ran», Dranbleiben. Dem Volk bieten, wonach ihm gelistet: Unterhaltung, Ratschläge auf die schnelle, Beratung zwischen Tennis und Golf, das Abendmahl für zwichendurch. Nur so, sind die Kirchenväter aller drei Landesinstitute überzeugt, lässt sich die moderne Gesellschaft überhaupt noch vor der totalen und endgültigen Säkularisierung retten. Als Vorbild dient ihnen ausgerechnet die katholische Kirche, die inhaltlich verstockteste also.

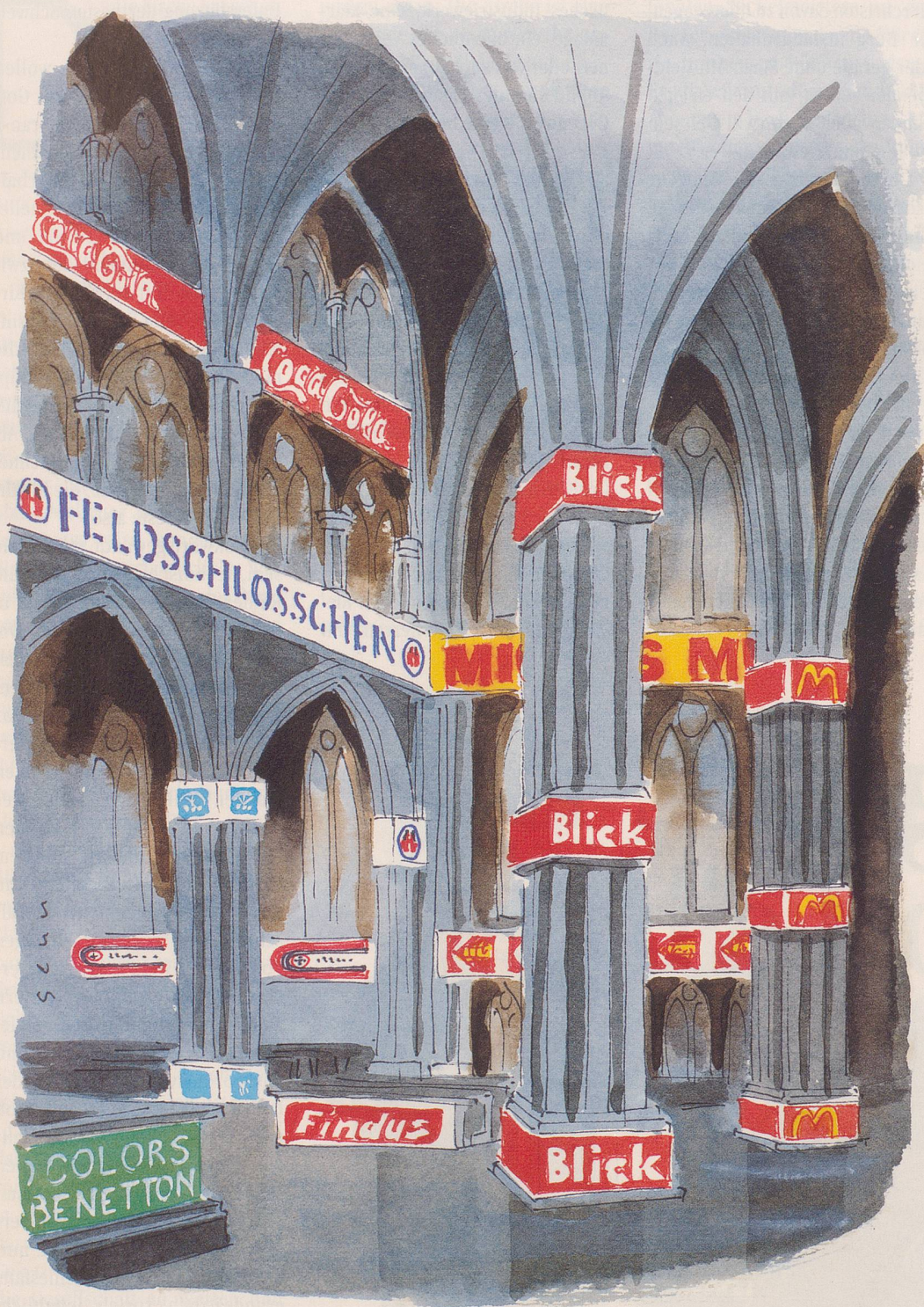
Rückwärtsgewandt mögen sie sein, technisch freilich sind die Römer Traditionalisten längst in die Offensive gegangen: Die Beichte kann bei ihnen schon seit über einem Jahr per Fax ablegen, wer nicht mehr persönlich vor dem Stellvertreter des Herrn erscheinen mag, und seit einigen Wochen reiht sich selbst der Vatikan ein unter die Millionen von Internet-Anbietern. Auf dem World Wide Web abrufbar sind nicht nur die gesammelten Moralschriften des höchsten gläubigen Polen dieser Welt, angeboten werden von den Computerpriestern auch interaktive Glaubensspiele, Bibelquizz, Lebensberatung und Tips zur lustvollen Gestaltung der Enthaltensamkeit. Erfolgstrunken ob der enorm hohen Zahl an täglichen Internet-Besuchern, haben sich die Kirchenväter in Rom nun gänzlich der modernen Welt verschrieben. In eigener Sache nur, das versteht sich, und keinesfalls grundsätzlich, sprich: inhaltlich, die Technik soll allein Mittel zum Zweck sein. Lockvogel einerseits und der Geldbeschaffung dienlich andererseits.

Beidem zuträglich sein wird der eigens für das Zürcher Pilotprojekt «Näher die Kirche zu dir» entwickelte Churchomat: Was immer gläubige →

Der Staatsdiener als Prediger, die Hostie als Zwischenmahlzeit

Trennung von Kirche und Staat – was bedeutet das für die Kirche, was für den Staat?





Menschen für Bedürfnisse haben, kann an diesem Automaten innert kürzester Zeit befriedigt werden. Ob Beichte oder Kommunion, ob Trauversprechen oder Taufschein, gegen gutes Geld erledigt der Churchomat alles zuverlässig und schnell. Ohne lästige Fragen (Beichte), ohne durchdringen-

den Blick (Kommunion) und ohne – schweigen wir darüber besser.

Dass die elektronische Kirche durchaus heilsbringend sein wird, zumindest finanziell und für die Gotteshäuser, daran zweifelt niemand, und

ebensowenig ist zu befürchten, das zeitgemässe Angebot werde von der grossen Masse nicht genutzt. Einerseits wird die Einführung des seelsorgenden Automaten von einer gigantischen Werbeaktion begleitet werden, und andererseits werden sich die Gotteshäuser nach dem Vorbild der Schweizer Ban-

ken insofern selbst der modernen Technologie unterwerfen, als die persönlich erbrachten Dienstleistungen weit teurer angeboten werden als jene am Automaten. «Dadurch», so heisst es in der Kirchenzentrale, «werden wir einen gewissen Anreiz schaffen, das elektronische Angebot vor dem persönlichen zu nutzen». Nötig sei das auch deshalb, weil die Kirche mangels qualifiziertem respektive willigem Personal schon heute Mühe bekunde, «die Bedürfnisse aller Kundinnen und Kunden zu befriedigen».

Neue Technologien, neue Töne. Dranbleiben. Die Kirche hat schon ganz andere Hürden genommen. Sie wird auch die Scheidung vom Staat überleben, ja vielleicht wird es ihr hernach sogar besser gehen. Finanziell. Ob der Schritt nach vorn – in Richtung Cyberspace – auch inhaltlich etwas bewegen wird? Es ist zu bezweifeln. Zumindest in bezug auf die katholische Kirche steht fest, dass die Maschinen weit zuverlässiger und romtreuer im Dienste des Herrn stehen werden, als es die meisten Priester heute tun. Dies sei, so heisst es in gutinformierten papstnahen Kreisen, denn auch das einzige für den Papst gültige Argument, die Elektronisierung des Glaubens voranzutreiben.

Dass Maschinen nicht die schlechteren Menschen sind, diesen Beweis werden also schon bald auch die Kirchen antreten. Und sie werden den Erfolg auf ihrer Seite haben, gewiss, denn eines steht fest, seit der amerikanische Gourmetist McDonald's mit Fast food, Selbstbedienungshektik und leicht abgeschragten Stühlen (damit die Leute nicht länger als nötig sitzen bleiben) die Welt erobert hat: Wer seine Anhänger speisen und damit Geld verdienen will, muss nicht zwingend kochen können, denn der Mensch will nichts anderes als satt werden und das ganz schnell. □